

Der Gymnasiallehrer Dr. Philo-
Wayer hatte bereits seine Gattin aus
parter Liebe geheiratet. Obgleich da-
mals nur im Besitz eines sehr mäßigen
Einkommens und etwelcher Schulden aus
seiner Studentenzeit her, war er doch
unter dem Wahlsprüche: Eine Hütte und
ein Herz, einem ganz unwiderstehlichen
innern Antriebe gefolgt und hatte die
blutarmen, aber bildhäßige Tochter einer
Beamtenwitwe zum Ehegessellschafts-
erben.

Das junge Brautpaar war, wie gesagt,
mit allen eidentlichen äußeren Vorzügen
ausgestattet; aber was ihren Gatten sah
in noch höherem Maße, wie jene, un-
widerstehlich angezogen hatte, das war
ihre so bewegliche Wesen, ihr, wie
Vogeltriller klingendes Lachen und ihr
wichtiges, stets heiteres Geplauder ge-
wesen. Jahr um Jahr verging, die Ehe
blieb kinderlos, aber still ging es des-
wegen in dem kleinen Haushalt nicht zu,
denn Frau Martha schaute so lebhaft
fort, als ob mindestens zehn kleine
Sprößlinge vorhanden wären.

Der Scheitel des Herrn Oberlehrers
hatte sich bereits bedenklich gelichtet, und
es wurde seinem Besizer nicht mehr leicht,
mit den wenigen grauen Strahlen seine
Blöße zu decken. Aber auch Frau
Martha glich schon lange nicht mehr
ihrer eigenen, so bestirrenden Erscheinung
von ehedem, die dem jungen Philologen
Herz und Sinn bezaubert hatte. Manches
graue Haar blinkte in dem dünn ge-
wordenen dunklen Scheitel, mancher
Krautbüschel, ja — horribile dictu —
faltete sich an den Schläfen und um die
Lippen. Aber unberührt von dem Beside
der Zeiten schienen ihre Sprache und
Lachwerkzeuge zu sein. Nicht zur Freude
ihres Gatten, der ihre sonstigen Eigen-
schaften als brave Hausfrau hochschätzte.
Denn nur zu leicht wird uns mit der
Zeit weniger erträglich, ja oft geradezu
lästig, was uns beizumitteln in dem Gegen-
stande unserer jungen Liebe entzückt hatte.

Mit welcher Herzenseligkeit hatte vor
Jahren der verlebte Herr Doktor diesen
kleinen, süßen, kuschlichen, beweglichen
Mäulchen zugesehen, hinter dem blinken-
den Verleimelchen sich zeigten und ein
rothes Bänglein sein lustiges Spiel trieb
— aber mit welchem Schredesgefühl be-
obachtete er jetzt, nach mehr denn zwanzig
Jahren, die unausgesehene, seine Nerven
zerstürende Tätigkeit dieser mittler-
welle recht, recht spitz gewordenen Jung-
e, die freier, wie damals, hinter Zahnlücken,
Stochzähnen und bleichen, dünnen
Lippen ihr unheimliches Wesen trieb.

Und Frau Martha hatte immer etwas
zu sagen; sie schwieg nie. Selbst im
nächtlchen Schlummer arbeitete ihr
Bänglein noch, und recht oft entrispen
ihre verworrenen Reden dem Gatten den
ihm nöthigen Schlaf.

Und ihr Lachen klang nicht mehr
süßlich.
Nicht einmal sein Stubierzimmer respek-
tete sie. Wachte er bei einer noch so
streng wissenschaftlichen Arbeit, oder beim
Korrigieren seiner Klagenhefte sein —
wollte und mußte sie ihrer Schwärzleiden-
schaft Luft machen, so drang sie wider-
standlos bei ihm ein und rort ihn zu
ihrem Opfer. Und sein Unwille, ja
Born, gerissene stets an ihrem energisch
abwesenden Gelächter. Häufig stellte
sie dabei Vergleiche an zwischen einst und
jetzt, worauf er einmal höchst ungelauter
zu erwidern wagte, daß fröhliches Ge-
plapper von zwanzigjährigen Mädchen-
lippen sehr anders klinge, als das ewige
Gespinnst einer Zahnklinik. Weiter
war er nicht gekommen, denn mit dem
niederstimmenden Donnerwort: „Unge-
heuer!“ hatte sie die Thüre hinter sich
geschlagen, um in der nächsten Stunde
die Schläusen ihrer, durch die Erregung
offenbar neugekräftigten Beredsamkeit
wieder aufzuschieben.

Schließlich hatte der Doktor, wie ein
rechter Philosph, sich in sein Schicksal
gefunden; wenigstens haberte er nicht
mehr gegen sein Geschick nach außen —
denn mehr oder noch innen.

Um so verwunderlicher war es ihm
aber und Anfangs schier unsahbar, daß
Frau Martha ein wenig weniger
sprach als sonst, mitten in einer höchst
lebhaft begonnenen Tirade plötzlich das
Zimmer verließ. Der Doktor wagte
noch nicht, Unheil zu hoffen, ja, er de-
gann sogar irgend eine unabwendbare
Gefahr zu fürchten und beobachtete
daraus seine Ehegessellschaft mit Argus-
augen. Aber kein Hoffenergebendes
Ereignis stellte sich ein, nur wurde Frau
Martha von Tag zu Tag immer einflüßiger.
Dabei verließ sie auch wiederholt
ohne sein Wissen das Haus, was sie
sonst nie gethan, und die Folgen ihrer
gehimmelpollen Ausflüge waren insofern
sehr reichhaltig für den gepulsten Gatten,
als sie danach immer mehr und mehr den
Gebrauch ihrer Zunge zu verlieren
schien, bis sie endlich eines schönen Tages
ganz und gar verstummte.

Der Mensch ist ein Gewohnheitstier.
Und Herr Doktor Wayer, der schon
längst in den Augen seiner Gattin viel
von seiner ehemaligen Güterthätigkeit
eingebüßt hatte, war gleichfalls ein
Sklave des Angewohnthens. Hatte er sich
unter den Wortergüssen seiner Gattin zu-
vor höchst unbehaglich gefühlt, so empfand
er jetzt ihr unheimliches Schweigen als
eine allmählig immer unerträglicher wer-
dende Pein. Liehte er doch seine Martha
trug alle dem, und diese ihn mit all dem
Feuer, welches in einer nahezu fünfzehn-
wanzigjährigen Ehe noch zu glimmen
pflegt. Und so sorgte er sich um sie und
gab dieser Sorge ästhetischen Ausdruck.
Doch Frau Martha beantwortete seine
eindringlichen Fraue: ob ihr etwas fehle,
ob sie ihm gar zürne, nicht, mit einer
stummem schmerzlichen Gebärde, und, als
er sie einmal liebevoll an sich ziehen

# Der Sonntagsgast.

wollte, da erwandte sie sich sanft seinen
Armen, richtete ihre, wie ihm schien,
feuchten Augen schmerzlich kopfschüttelnd
nach oben und entloß in ihr Zimmer,
dessen Thüre sie hinter sich verriegelte.

Das ging unmöglich mit richtigen Dingen
zu, und unsern Doktor überkam die
Angst. Martha war offenbar krank,
vielleicht gar — der Himmel schätze sie
gnädig — zeigte sich die Anzeichen einer
beginnenden Geisteszerrüttung; zu war-
ten und zögern hieß hier Verbrechen und
ohne sich lange zu besinnen, ließ der be-
sorgte Gatte ohne Wissen von Frau
Martha den alten, bescheidenen Haus-
arzt, seinen Zuhilgenossen, zu sich
bitten.

Mit allerhand, von der Angst ihm ein-
gegebene, consensuellen Redensarten empfing
der Oberlehrer den Doktor, nachher
Frau Martha, ruhig und mit nach ihrer
neuesten Gepflogenheit fest zusamen-
gekniffenen Lippen, ihm einen stummen
Wink gab, ihr in ihr Zimmer zu folgen,
was auch der Arzt, selbst wohlgequalter
Ehemann, unerschrocken that.

Herr Oberlehrer Dr. Wayer hatte,
unterstützt durch passende Citate aus
alten und neuen Klassikern, seinen Schül-
lern der höheren Klassen wiederholt auf's
Eindringlichste an's Herz gelegt, daß
nichts den Menschen, und besonders den
männlichen, mehr schände, als weibliche
Neugier. Und nun haben wir, den Göt-
tern ja's gelangt, diesen männlichen Dr.
Wayer in einer Situation zu beschreiben,
die seine männliche Würde stark zu be-
einträchtigen, ganz und gar angethan war.

Doktor Wayer horchte! Aber er horchte
aus Liebe. Er neigte sein Haupt und
brückte das Ohr an das Schläffelloch.
Er hoffte, daß ihm das bühner Geheim-
niß, welches auf seinem Weibe und damit
auch auf ihm lastete, einigermaßen gelicht-
et werden würde.

Aber es war wenig zu hören. Nur
ein unterbrochenes Kluckern, von dem er
im Zweifel blieb, ob es von seiner Gat-
tin oder dem Arzte herrührte, dann aber
— dann hörte er die Stimme seiner Frau
— leise und ganz anders wie sonst, als
ob das Sprechen ihr Schwierigkeiten
verursache. Wiederholentlich schloß er
sich seine Brust: freude, daß sie doch
nicht ganz stumm war, und Sorge, daß
vielleicht ein Schlaganfall sie heimgesucht.

„Blödsinnig sah er wie ein entpuppter
Sünder empor und stieß sich empfindlich
den Kopf an die messingene Thürklinke.
Die festen Tritte des Arztes näherten sich
— schon sah unser Oberlehrer, ansich-
kend ganz harmlos in die Rechte eines
Duchens vertieft, auf dem Sofa — die
Thür wurde geöffnet, der Arzt trat ein
ohne Frau Martha.

„Nun, was ist's mit ihr?“ stammelte
Wayer dem Arzte entgegen. „Freund,
sage mir alles — ich will stark sein —
nicht wahr, eine partielle Lähmung?“
Aber heilbar, nicht wahr, heilbar — ich
bitte Dich, alter Freund!“

„Na, da beruhige Dich nur,“ be-
schwichtigte der Arzt den Erregten. „Es
ist nichts, gar nichts! Habe nur noch eine
kurze Zeit Geduld, dann wird Alles von
selber wieder gut — nur versöhne sie mit
unmöglichen Fragen, sie kann Dir nicht
antworten.“

„Deine Andeutungen genügen mir
durchaus nicht,“ rief Wayer. „Du mußt
Dich offener aussprechen, ich bitte Dich
darum.“

Da regte sich Martha und Wayer
schloß die Augen. Er wollte die kom-
menden Dinge scheinbar schlafend abwar-
ten. Leise erhob sich Frau Martha und
kleidete sich an, ohne dem Gatten den ge-
wöhnlichen Kuß und Glückwunsch gependet
zu haben.

Sonderbar! Dem Oberlehrer begann
die Sache ordentlich unheimlich zu wer-
den. Aber er beschloß, vorläufig ruhig
liegen zu bleiben und sich weiter schlafend
zu stellen.

Unterdessen hatte seine Frau sich in's
Rebenzimmer begeben, und nun konnte
er durch die halbgeöffnete Thüre beobachten,
wie sie mit liebevoller und geschäftiger
Sorgfalt den Geburtstagsstich in Ord-
nung brachte, die Geschenke vertheilte
und endlich die sechszehnjährig Wachs-
lichtchen — die Zahl seiner Lebensjahre —
um die alljährlich an Größe zunehmende
Bruchstücke anzündete.

„Ein liebes, gutes Weib!“ dachte
Wayer gerührt und wollte sich schon aus
dem Bette schwingen, um Frau Martha
dankbar an sein Herz zu drücken, doch
trat die Letztere wieder in's Schlafzimmer
und von Neuem schloß Wayer ers-
wartungsvoll die Augen.

Da fühlte er ihre Hand leicht, dann
immer schwerer auf seiner Schulter ruhen,
aber stumm blieb ihr Mund! Endlich
wurde er ziemlich unzufrieden gerührt und
so blieb ihm nichts übrig, als mit er-
künsteltem Schreie und Erschauern im
Bette sich aufzurichten. Fragend fiel
sein erster Blick auf seine Gattin. Doch
stumm, mit abgewandtem Antlitz, wies
diese auf den in hellem Vichterglauge
strahlenden Geburtstagsstich. Dabei trat
sie, ihm ein Zeichen, ihr zu folgen, ge-
hend, wieder in's Nebenzimmer.

Schnell warf sich der Oberlehrer in
die nothwendigsten Kleidungsstücke und
gehorfamt ihrem Winke. Gerührt blin-
de er auf die zahlreich vor ihm ausgebrei-
ten Gaben der Liebe, doch mit einem
schmerzlichen Blick auf die wortlos dar-
ein schauende Gattin, entrang es sich klagend
seinen Lippen:

„Ja, wenn nur —“

„Ich schalte er sich von zwei Armen um-
schlungen, das Antlitz seines Weibes
brückte sich fest an seine Brust, und ihr
ganzer Körper erbebt in einer seltsamen
Bewegung.“

„Am Gotteswillen, Martha!“ rief
Wayer erschredt.
„Loch mich, loch mich!“ klang es da in
sollem Gelächter, aber auch in ihm frem-
der, dumpfer Klangfarbe von ihrem Lip-
pen: „Ich halt's nicht mehr aus! Gott
sei Dank, daß diese Daul ein Ende hat!
Und Alles Dir zu liebe, Du — Du Un-
geheuer! Ich hatte nicht overgeffen, wie
Du über meine Bahnläden hergekommen
bist, und nun wollt' ich Dich zum Ge-
burtstag überfallen und hab' mir eine
Garnitur — falscher Zähne einsehen
lassen. Sieh mal her!“

In der That: Perle an Perle! Ganz
wie vordem! Nur vermochte der also Be-
sichtige den heimlichen Wunsch nicht zu
unterdrücken, daß auch Antlitz, Lippen
und — ach! — die Junge sich ähnlich
zum Besseren verändert haben möchten.
Doch das mußte ein frommer Wunsch
bleiben.

„Und darum,“ fragte Wayer, wie ein
wenig gezwungen, „darum die Rombdie?“

zu leben. Er hat mich, doch Bloß zu
nehmen und zuzugreifen, er wolle mir die
Ursache seiner Erkrankung mittheilen,
gleichzeitig auch sein Herz erleichtern.
Ich versicherte, daß ich den innigsten An-
theil an seinem Geschick nähme, und bat
ihn anzufragen.

Mein Interesse war gerade für diesen
Patienten ein sehr großes, denn nur ein
herber Schicksalsschlag konnte den Stolz
und Mut dieses herrlichen Mannes ge-
brochen haben, dies fühlte ich, daher
meine Aufmerksamkeit, welche ich seinen
Worten schenkte.

Er begann nach einem tiefen Seufzer
also:
„Ich war mit 30 Jahren in H. als
Sekretär angestellt; hier lernte ich die
Schwester meines Freundes kennen, bald
war mir klar, daß ich ohne dieses Mäd-
chen nicht mehr leben konnte. Meine
Neigung offenbarte ich zuerst dem Onkel
des Mädchens, dann dem Bruder; beide
legten gerne Magda's Zukunft in meine
Hände. Wir liebten uns und durften
nun so oft zusammenkommen, so oft wir
wollten.“

„Wir sahen uns vier Mal täglich; und
hätte mein Dienst nicht die andere Zeit
in Anspruch genommen, so wäre ich ge-
wünscht eine Minute von Magda's
Seite gekommen.“

Ein Jahr verging uns Glücklichen,
wie ein Traum, dann brach das Verhäng-
niß über uns herein.
Hier machte der Kranke eine Pause,
fuhr mit der Hand über die Augen und
versuchte Herr seiner Aufregung zu wer-
den und die Nahrung zu bekämpfen,
welche die Erinnerung an jene Zeit in
ihm wachte.“

Nach geraumer Zeit fuhr er fort:
„Da ging ich, wie gewöhnlich, Mittags
nach Hause, um mein Mädchen zu einem
kurzen Spaziergange abzuholen; von der
Wirthin erfuhr ich, daß Magda seit 7
Uhr früh fort sei — zu ihrem Onkel
nach E.“

„Ohne mich zu benachrichtigen? Da
mußte irgend etwas passiert sein. Ich
beschloß, sofort selbst dorthin zu fahren.
Eine volle Stunde mühte ich mich,
dann noch ein gut Stück gehen und so
konnte ich von Glück sagen, daß ich ge-
rade vor Thoreschluß bei Magda's Ver-
wandten anlangte. Auf mein Klingeln
wurde mir von der Tante die Thür ge-
öffnet, sie schien nicht erfreut, aber auch
durchaus nicht erstaunt, mich zu so später
Stunde zu sehen; sie war nur vorlegen,
ebenso der Onkel, der zu Begrüßung so-
fort herauskam.“

Hastig frag ich nach Magda, da wurde
mir der Bescheid, sie sei bei ihrem fran-
ken Bruder; ich wollte sofort den kranken
Schwager begreifen und meine Magda
sehen, man wehrte mir aber den Eintritt
und bat mich, in's gute Zimmer zu
treten, man wolle Magda sofort benach-
richtigen.“

Ich war verstimmt, gekränkt und be-
leidigt, nach dieser Angst, die ich um
meine Braut ausgefallen, wurde ich
doch von deren Familie wie ein Fremder
behandelt. Warum durfte ich nicht den
kranken Schwager sehen?

Ich konnte ihn ja noch gar nicht;
meines Wessens nach war er Geschichts-
fänger in einem großen Geschäfte in E.
Biselo war er noch hier gekommen.“

Diese Fragen verfuhr ich mir selbst
zu beantworten, da ging die Thüre auf,
und mein blaßes, liebes Mädchen kam
herbei; ich wollte auf sie zufließen, sie
umsfassen und die Thränen fortwischen,
da gedachte ich der Onkale, die ich um
ihre Wohlthaten heute erduldet, und ich ließ
sie mir näher kommen, ohne einen Schritt
voraus zu thun, ohne ihr die Hand zu
reichen; ja, mein Gesicht muß wohl sehr
blöße ausgefallen haben, denn sie kam auf
mich zu und reichte mir nach alter Ge-
wohnheit den Mund zum Kuß, allein sie
legte's zusammen, als ich unsere Augen
begraseten, und trat ein paar Schritte
zurück — alles ohne ein Wort, ohne
einen Laut; es entstand eine peinliche
Pause, dann fragte ich sie, ob sie die Nacht
hier zu bleiben gedente oder ob ich sie
nach Hause bringen sollte; er sah sie mich
an, Blicke und Liebe war das Auge, dann
sagte sie mit klangloser Stimme: „Ich
gebe nach Hause!“

dann kränkte mich das Heimlichthum von
Onkel und Tante, und so erwiderte ich in
gereiztem Tone:
„Geh, es ist zu spät, Du hättest früher
einsehen sollen, daß Du mir Aufrechtig-
keit schuldigst, Du verbirgst mir etwas,
und nun will ich es nicht mehr wissen, be-
halte es für Dich, und auch Dein Ver-
trauen kannst Du einem Andern schen-
ken.“

Bei diesen sehr leise gesprochenen
Worten sahen mich die lieben blauen
Augen bittend an, und eine kleine Hand
stahl sich schmeichelnd in die meine. Ich
aber wandte den Blick und befreite
meine Hand; in diesem Augenblick hielt
der Zug, wir waren zu Hause. Schweigend
legten wir noch die paar Schritte
zurück, die uns von Magda's Wohnung
noch trennten, dann rief ich den Wäch-
ter, zog mit einer tiefen Verbeugung
den Hut zum Gruß und wandte mich
zum Gehen; als Magda meinem Auge
entschieden und die Thüre in's Schloß
fiel, wäre ich ihr gerne nachgegrillt, um
durch Liebfolungen mein Vertrauen wie-
der gut zu machen, — aber es war zu
spät! —

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht,
und der frühe Morgen fand mich vor
Magda's Thür. Um acht Uhr klingelte
ich und fragte, ob meine Braut schon
auf sei, da wurde mir der Bescheid, daß
sie um sechs Uhr mit dem ersten Zuge
nach E. gefahren und mich hätte, ihr nicht
nachzukommen.

Drei lange, bange Tage verlebte ich
dann! Dann forderte ich das Schicksal
heraus; ich schrieb an Magda und gab
sie frei — ich gab als Grund an, ich
hätte gemerkt, ich sei in der Familie nicht
gerne gesehen, auch sei ihr Vertrauen zu
mir nicht groß genug, um mir als Weib
zu folgen, kurz, ich drach mit ihr — aber
im Herzen nicht — nur der böse Stolz
und Trost gaben mir die Worte ein, und
Magda's Stolz litt kein Bitten und
Flehen — sie gab mich frei, damit ich
mit der andern, die ich lieber habe als
sie, glücklich werden könnte.

Nach Tage nach Empfang dieses Brie-
fes hörte ich, daß Magda E. verlassen
habe, um nie wiederzukehren.
Es vergingen sechs Jahre; diese ver-
lebte ich in Saub und Braus, um dieses
Mädchen zu vergessen; ich trank und
spielte — ich lebte heute die, morgen die
andere, und immer verfolgten mich die
bittenden blauen Augen, immer streckte
sich mir die kleine Hand entgegen, welche
ich nicht ergreifen hatte und doch hätte
halten wollen für's Leben. —

Erstlich nach langen, bangen sechs
Jahren erfuhr ich durch Zufall von einem
Freund, daß Magda ein sehr ernstes,
blaßes Mädchen sei und in E. in einer
geringen Firma eine angesehene Stellung
bekleide; sie sehe sehr lebend aus und
laufe nur selten, es sehe aus, als denke
sie immer an etwas sehr Trauriges.
Magda litt — dies um meinetwillen? —
Nein, das durfte nicht sein! Ich kam
um Urlaub ein und fuhr vier Wochen
nach jener Mittheilung nach E. — Unter-
wegs gantelte ich mir die allerhöchsten
Kunststücker vor und nicht schnell ge-
nug, für meine Sehnsucht, fuhr der
Schneehug nach E.; Nachmittags um ein
Uhr war ich bei dem Chef der mir ge-
nannten Firma.

Dieser Herr theilte mit großem Be-
dauern mit, daß Fräulein Magda schon
seit ex. vier Monaten sehr lebend ge-
wesen und nun schon seit drei Wochen
krank darniederliege.

Er gab mir bereitwillig einen Voten
mit, und so stand ich bald klopfenden Her-
zens vor Magda's Thür.

Was sollte ich alles sagen, um wollte
ich bitten und reden und alles aufbieten,
um mein liebes Mädchen zu verböhnen!
Ich klopfte. Ein junges Mädchen öffnete
und erklärte auf meine Frage nach
Fräulein Magda, daß sie mich nicht
herinlassen könnte, der Arzt sei gerade
bei der Patientin; ich bat sie, mir den
Arzt zu holen, dieser kam auch allso bald
heraus und sah mich mitleidvoll an,
dann winkte er, leise näher zu treten. —
Ich trat ein — da lag Magda, meine
Magda, ich trat näher und kniete nieder,
ergriff ihre Hand und küßte sie, da öffnete
sie die Augen, sah mich lächelnd an und
sagte leise und innig: „Endlich, kommst
Du, mein Lieb. Wie sehr habe ich mich
nach Dir gesehnt!“ Dann sank ihr Kopf
zurück — ein tiefer Seufzer noch und
diese müde Seele hatte Ruhe! — Ich
kam zu spät zum Glück, zu spät zur Liebe!
Borbei war Jugend, Lebenslust und Hoff-
nung!

Ich warf mich über die geliebte Leiche
und bat und flehte Gott um Erlösung;
den Arzt bat ich, mir Gift zu reichen,
und so raffte ich, bis ich ohnmächtig zu
Boden fiel, dann war ich immer, immer
mit Magda zusammen und nun bin ich
wieder allein, wieder fühle ich, daß es zu

spät war, zu spät für uns zum Glück, zu
spät zur Liebe!“

Erstschöpfte hielt hier mein armer Pa-
tient an, und ich hatte seinen andern Trost
— leise schmeichelnd und rief ich ihm das
Haar von der Stirn, leise, leise berührte
ich mit meinen Lippen seine Hand. Dann
ging ich in's Nebenzimmer, um meine
Thränen nicht dem zu zeigen, um den ich
sie weinte. Vierzehn Tage nach dieser
Erdhüllung schlief er sanft und ruhig ein,
kurz vor seinem Tode bat er mich, seine
Geschichte niederzuschreiben, damit der
Magda und ihm ein Denkstein gesetzt
würde.

Ich bitte die geehrten Leser und Les-
erinnen diese schlichte Wahrheit nicht zu
verschmähen, ich bin keine Schriftstellerin
und habe keinen Roman schreiben wollen,
sondern ich bin Krankenschwester und
theile die Lebensgeschichte meines ver-
ehrten Patienten mit — so, wie ich sie
von ihm hörte!

**Der Scherzschändel.**

Bei einer Vorstellung im Wiener
Volksbühnen im Prater hatten jüngst,
wie die „Deutsche Zig.“ erzählt, in einer
Parterreloge zwei Herren Platz genom-
men, und bald nach ihnen kamen eine
elegante Dame und ein Herr, die in der
zweiten Reihe der Loge saßen. Die erst-
gekommenen Herren machten der Dame
galant Platz, und bald entspann sich ein
lebhaftes Gespräch zwischen den vier
Logeninsassen. Nach dem zweiten Akt,
da eine Schauspielerin ein recht hübsches
Lied als Einlage singt, bemerkte einer
der Herren abfällig: „Singen kann sie
nicht, aber dafür ist sie recht lieb und
spielt auch ganz gut.“ Verschiden meinte
die Dame: „Ich finde im Gegentheil,
daß Fräulein hat eine ganz prächtige
Stimme, da ließe sich etwas daraus
machen.“ Der Herr opponirte, und sein
Gegenüber meinte lächelnd: „Mein Freund
sollte da eigentlich kompetent sein, es ist
Dr. X. aus Dresden, Kunstkritiker
der ... Blätter.“

„Wir sind sehr erfreut“, antwortete
nunmehr der ... Begleiter der Dame,
„aber ich denke, die Dame sollte auch
etwas verstehen, wenigstens giebt es
Leute, die dieser Meinung sind,“ und er
nannte seinen eigenen Namen, es ist der
eines bekannten hochbegabten Konzerts-
sängers und denjenigen der Dame — er
stellte sie lächelnd vor — Frau Baronin
Walhofen, recte Paulina Lucia....

**Bewohner der Lüfte.**

Ein amerikanischer Naturforscher, J.
Lanconter, der sich fünf Jahre lang an der
Westküste Floridas aufhielt und dort die
See- und die Landvögel aufmerksam be-
obachtete, behauptet, daß der Fregatt-
vogel länger als alle andern Vögel, näm-
lich volle acht Tage in der Luft aushalten
könne, und Tag und Nacht fliegen bleibe,
ohne je einen Ruhepunkt aufzusuchen.
Der Fregattvogel spannt mit den Flügeln
bis 4 Yards und hält sich so ununter-
brochen in der Luft auf, daß man von
ihm sagt, er schlafe im Fliegen. — Auch
der Albatros ist Schiffs häufig tagel-
lang nachgeflogen, ohne jemals auszu-
ruhen. Dieser Vogel kann in der That
als der König der hohen See bezeichnet
werden. Er übertrifft an Größe den
Schwan, erreicht ein Gewicht bis 21
Pfund und hat eine Flügelspannweite
von 7 bis 8 Yards. Ein außergewöhnlich
großes, am Kap der guten Hoffnung
erlegtes Exemplar maß sogar fast 8
Yards (?) von einer Schwimmspitze bis
zur andern. — Die Schwimmspitze ist
ein weiterer Vogel, der fast stets im Fluge
ist und sich niemals auf die Erde oder auf
Bäume niederläßt. Er lebt vielleicht in
der Luft, wo er nicht nur Nahrung findet,
sondern auch das Material zu seinem
Neste zusammensucht.

**Der Schwertschid.**

Der Schwertschid ist verwandt mit der
Makrelle, der er in der Gestalt auch
ähneln, und ist ein vortrefflicher Schwim-
mer. Sein sogenanntes „Schwert“ bildet
eine scharfzahnige Waffe und besteht aus
einer harten, scharfkantigen flachen
Knochenmasse, die horizontal von der
Nase ausgeht und als deren Verlänger-
ung zu betrachten ist. Im Winter findet
man diesen Fisch in beträchtlicher Menge
an der Küste von Massachusetts. Viele
Nebesen erklären das Fehlen des Schwerts-
schides für eine vortreffliche Speise, und
deshalb wird dieser auch viel gefangen.
Die gewöhnliche Länge des Fischkörpers
beträgt 44 Meter, die des Schwertes
etwa 1 4/5 Meter; der ganze „Ees-
selbat“ mißt also durchschnittlich etwas
unter 6 Meter. Gerade im leuchtorga-
nen Sommer zeigen sich sehr zahl-
reiche Schwertschide an der Küste von
Massachusetts. Die Fischer erlegen die-
selben mittels Harpunen, die sie vom
Deck kleiner Segelboote schleudern.

Schöne Seelen finden sich.

Schmidt: „Man hat doch nichts wie
Neger und Verdruf!“ Heute Morgen
sagte mir meine Wirthin: „Herr
Schmidt, entweder Sie bezaubern oder
verlassen mein Haus!“

**Erzählung einer Krankpfliegerin.**

Von Schwester Martha.

Sechs Wochen hatte ich ihn gepflegt,
dieser ein so ichnen stolzen Mann, und
doch habe ich ihn nur halb, nur für kurze
Zeit dem Tode abringen können; dies sah
ich bald ein, denn der, der vor mir sah,
war mit kaum 38 Jahren ein Greis; ge-
brochen an Leib und Seele war der Ge-
treue S. vom Nervenfieber genesen, aber
nur, um fortan zur eigenen Qual weiter